



*»Charakterbild« Buche.
Kupferstich
nach einer Zeichnung Emil Heyns
im Buch »Der Wald« (1863)
von Emil Adolf Roßmäßler*

Detlev Arens

Was ist deutsch am deutschen Wald?

Wuchs und
Auswüchse
eines nationalen
Biotops

Impressum

Detlev Arens
Was ist deutsch am deutschen Wald?
Wuchs und Auswüchse eines nationalen Biotops

1. Auflage 2026

© 2026 Regionalia Verlag,
ein Imprint der Kraterleuchten GmbH,
Gartenstraße 3, 54550 Daun
Verlagsleitung: Sven Nieder

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich an:
gpsr@kraterleuchten.com

Alle Rechte vorbehalten

Korrektur: Dr. Tim Becker
Gestaltung: Björn Pollmeyer

Hergestellt in der Europäischen Union, Azymut, PL

ISBN 978-3-95540-459-8
www.regionalia-verlag.de

REGIONALIA
VERLAG

Im Dreisprung zu den Quellen ... 7

- »Wir sind Waldvolk« ... 7
- Im »deutschen Dichterwald« des Ludwig Uhland ... 7
- Zweierlei Waldverlust ... 8

Die deutschen Humanisten und die »Germania« des Tacitus ... 10

- Entdeckung und Erweckung ... 10
- Urwald und Urvolk ... 11
- Wald-Gegenwart im 16. Jahrhundert ... 15

(Deutscher) Wald und (deutsche) Gotik – Ein Querschnittkapitel ... 20

Forst-Wirtschaft und Wald-Romantik – Eine Parallelaktion ... 27

- Han(n)s Carl von Carlowitz und seine »Sylvicultura oeconomica« ... 27
- Der Wald, die Flüsse und der Holländerholzhandel ... 30
- Kameralismus und Forstwirtschaft ... 32
- Der Forst und die Aufklärung ... 35
- Die Forstwissenschaft als etablierte Disziplin ... 37
- Die deutschen Forsthochschulen Tharandt und Eberswalde ... 42
- Wald und Hain als Wahlverwandte – Ein Vorspiel ... 45
- Wald-Randromantik ... 47
- Immer mehr Wald – Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm ... 49
- Epochemachend: Die »Waldeinsamkeit« ... 50
- Waldmusik ... 53
- Der Wald als Verbündeter ... 57
- Der ausgesprochen deutsche Wald bei Eichendorff ... 60
- Arndt und Riehl: Zwei Enthusiasten des nationalen Biotops ... 61
- Der Wald und die Nation – Ein Zwischenfazit ... 63

Der lange Weg zum bitteren Ende ... 66

- »Mit seinen Eichen, seinen Linden« – Heimatbäume ... 66
- »Die Judenbuche« – Eine »Kriminalgeschichte« ... 69
- Holzfrevl und Holzdiebstahl ... 71
- Wald und Herrschaft ... 73
- Die Stadt und das Holz ... 75

(Halb-)Literarische Reminiszenzen: Roßmäßler und Bismarck ... 77

Abschied von der Waldeinsamkeit: Victor von Scheffel und Wilhelm Raabe ... 79

Zuspitzung und Verfichtung ... 81

Gemischter und Dauerwald: Karl Gayer und Alfred Möller ... 86

»Der Wald als Erzieher« ... 89

»Silvanismus« und »Saharismus« bei Werner Sombart ... 91

»Der marschierende Wald« ... 92

Robert Musil, »Wer hat dich, du schöner Wald ...« ... 93

»Ein deutscher Wald tut so etwas nicht« ... 95

Zwischenspiel: Die Wälder des Max Ernst ... 95

Im NS-Vorfeld: Ein »Bund zur Wehr und Weihe des Waldes« ... 97

»Machtergreifung« ... 99

Der Film »Ewiger Wald« und die angrenzende Propaganda ... 100

»Wiederbewaldung des Ostens« ... 101

Der deutsche Wald im Blick zurück ... 103

Vom Weltkrieg II bis heute ... 104

»Der Wald. Unser Schicksal« – Die Schutzgemeinschaft Deutscher Wald ... 104

Erst nur ein Fähnlein – Die Arbeitsgemeinschaft Naturgemäße Waldwirtschaft (ANW) ... 105

Heimatsfilm und Waldesrauschen ... 108

1970: Die Gründung des Nationalparks Bayerischer Wald ... 109

1971: Horst Sterns »Bemerkungen über den Rothirsch« ... 110

Waldsterben oder die »German Angst« ... 112

Waldsterben, DDR – Eine Anmerkung ... 114

Deutscher Wald, erstorben. Anselm Kiefers »Varus« (1975) ... 115

Von der »Stadtverwaltung« zum Waldsterben in der Literatur ... 118

Was vom Sterben übrig blieb ... 121

Die Holznotdebatte – Zwischenrufe von der Seitenlinie ... 123

Ein Förster als Forst-Rebell ... 125

Der Streit um das Waldverständnis ... 127

Zukunftswald oder die »unterstützte Migration« ... 129

Die Rede vom Deutschen Wald heute ... 131

Ausgewählte Literatur, nach den Buchkapiteln gegliedert ... 136

Abbildungen ... 138

Im Dreisprung zu den Quellen

»Wir sind Waldvolk«



2021, mitten in der Covid-19-Pandemie. Die BBC, der öffentlich-rechtliche Sender Großbritanniens, entdeckt ein deutsches Wort neu für seine Hörer: »Waldeinsamkeit«. Der »unübersetzbare« Ausdruck mit seiner Herkunft aus der Romantik (s. S. 50) habe Konjunktur, wenn nicht die Vokabel, dann doch ihr Gefühlshorizont. Wo so viele menschliche Kontakte stillgelegt seien, erweist sich der deutsche Wald als Lebensraum, auch im übertragenen Sinn.

Die Einsamkeit ist ein Waldversprechen, wie neuerdings das Waldbaden. Mit dem Wald zu sich selbst zu kommen, heißt Geborgenheit und Tiefe der Empfindung. Auf die Waldeinsamkeit jedenfalls berief sich im Beitrag auch ein deutscher Germanistik-Professor. Von seinem amerikanischen Lehrstuhl herab versicherte er: »Wir sind Waldvolk«. Und verwies (einmal mehr) auf Tacitus, der als erster die Liebe der Germanen zum Wald festgehalten habe.

Im »deutschen Dichterwald« des Ludwig Uhland

Früher waren geflügelte Worte die gefiederten Freunde im gängigen Vokabular, heute stehen die meisten auf der Roten Schatz-Liste. Immerhin wird das »Singe, wem Gesang gegeben« dem einen oder anderen doch bekannt vorkommen, auch wenn sich dieser Appell Ludwig Uhlands aus seinem Zusammenhang verloren hat.

»Freie Kunst« ist der Titel des Gedichts von 1812/13, und auf den eben zitierten Anfangsvers folgt mit dem zweiten eine Umstandsbestimmung des Ortes »in dem deutschen Dichterwald«. »Dort ist Freude, dort ist Leben, wenn's von allen Zweigen schallt.« In einem fort werden die Sänger

ermuntert, und keinesfalls sollen sie sich von »stolzen Namen« einschüchtern lassen. Doch mit der letzten Strophe schlägt Uhland unversehens eine Volte: »Nicht in kalten Marmorsteinen, / Nicht in Tempeln stumpf und tot / In den frischen Eichenhainen / Lebt und rauscht der deutsche Gott.«

Eine Volte, aber so unversehens eben doch nicht. Uhland hebt hier deutlich auf die »Germania« des Tacitus ab. Der Text, damals schon 1700 Jahre alt, widmet sich (natürlich auf Latein) auch den religiösen Praktiken der hiesigen Landeskinder: »Übrigens finden sie es der Größe der Himmlichen nicht angemessen, die Götter in Tempelwände zu bannen. Haine und Waldtriften betrachten sie als heilig.«

Von der Wirkmächtigkeit dieser »Germania« zeugt Uhlands »Freie Kunst«; einer Wirkmächtigkeit, die sich auch in Hinsicht auf den deutschen Wald kaum überschätzen lässt und deshalb unseren Text eine ziemliche Weile begleiten wird.

Zweierlei Waldverlust

Reiz und Herausforderung einer Waldkulturgeschichte, besonders aber einer mit dem Beiwort deutsch, liegen darin, ihren Gegenstand als Kopfgeburt und Wirtschaftsfaktor zu verklammern. Und weil in Waldvergangenheit und -gegenwart so oft vom Verlust die Rede ist, sollen zwei einschlägige Zitate vorangestellt werden. Dass sie programmatischen Charakter haben, versteht sich von selbst.

Auf (Neu-)Latein hält Conrad Celtis 1492 seine Ingolstädter Rede und zieht ein bitteres Fazit: »So hat uns Italiens Luxus verdorben und eine unbeherrschte Grausamkeit, [...] dass es weit unschuldiger und glückseliger gewesen wäre, das alte raue Leben im Walde zu führen, wo wir noch in maßvoller Beschränkung lebten.«

Reichlich 300 Jahre später benennt die »Anweisung zum Waldbau« (1817) von Heinrich Cotta eine andere Art Verlust: »Hier und da staunen wir noch riesenhafte Eichen und Tannen an, die ohne alle Pflege erwachsen sind, während wir uns überzeugt fühlen, dass von uns an jenen Stellen durch keine Kunst und Pflege ähnliche Bäume erzogen werden können.«

Nach Conrad Celtis (1459–1508), Dürer-Freund und »Portalfigur des deutschen Humanismus« (Gernot Michael Müller), ging der Wald als Heimstatt verloren – und mit ihm Unschuld und Glückseligkeit. Nach Heinrich Cotta (1763–1844), »Portalfigur« der deutschen Forstwissenschaft, erlosch der Wald als autarker Naturraum – ungeachtet vereinzelter Eichen- und Tannenriesen. Celtis' Schuldzuweisung lässt vielleicht doch die Möglichkeit einer waldbewirkten Wende zum Besseren offen, bei Cotta aber ist der Wald vor aller Nutzung nur noch Vergangenheit.



Die deutschen Humanisten und die »Germania« des Tacitus

»Teils schaudererregend durch seine Wälder, teils widerlich durch seine Sümpfe.« So oder ähnlich übersetzt lautet die sattem zitierte Abbraviatur aus der kleinen, wohl kurz vor 100 entstandenen Schrift des römischen Autors.

Von heute aus ist kaum mehr verständlich, welches Aufsehen diese »Germania« unter den Renaissance-Gelehrten machte. Und genau genommen ist es nicht der kurze Text selbst, sondern seine Wiederentdeckung, die ihm ein solches Gewicht verlieh.

Entdeckung und Erweckung

Diese Germania kam exakt zur rechten Zeit, will heißen: Sie war, so merkwürdig es sich anhören mag, von ungebrochener Aktualität. Nur wenig überspitzt lässt sich sagen, dass diese Entdeckung einer Erweckung gleichkam, jedenfalls für die Humanisten hierzulande.

Ein Glücksfall der Überlieferung kommt hinzu. Denn die »Germania« existierte nur in einer einzigen Abschrift, die aus einem deutschen Kloster auf einem nicht ganz durchsichtigen Weg nach Italien fand. In einer einzigen Abschrift haben sich übrigens auch die ersten sechs Bücher der taciteischen »Annales« erhalten. Das große Geschichtswerk des Autors – und nur dieser Text allein – lässt die Schlacht zwischen Germanen und Römern (9 n. Chr.) »nicht weit« vom Teutoburger Wald (»saltu teutoburgiense«) stattfinden. Wo immer der Kampf sich wirklich abspielte (und wie immer das »salties« zu übersetzen ist): Mit reflexähnlicher Gewissheit wird für die Nachwelt feststehen, dass Varus seine schmähliche Niederlage nirgendwo anders als in einem Wald oder wenigstens in dessen Weichbild erlitten haben muss.

Zurück zur »Germania«. Warum wurde sie so lange nach ihrer Niederschrift zu einer derart epochalen Abhandlung? Erst einmal, weil sie sich vorzüglich als Zankapfel eignete, um den sich die italienischen und die Humanisten aus dem Reich balgen konnten. Für Literaturhistoriker ist das kein unvertrautes Phänomen: ein und derselbe Text, aber zwei gegensätzliche Lesarten.

Am Anfang stand die Kränkung durch ein Vorurteil: Denn in Italien diente Tacitus als Kronzeuge für die herrschende Kulturlosigkeit jenseits der Alpen. Die »Germania« bestätigte nur für die Vergangenheit, was auch für die Gegenwart galt. In dieser Gegenwart verdankte die hiesige Gelehrtenelite ihre Bildung zum guten Teil den Universitäten Italiens. Nur galt dort für sie eben das Barbaren-Verdikt, von Augenhöhe konnte keine Rede sein. Wie selbstverständlich nahmen die Intellektuellen im Mutterland der Renaissance die Geltungshoheit in Anspruch.

Die »Germania« bot aber auch Gelegenheit, den Dünkel der Pflanzstätten-Humanisten zu kontern. Tacitus nämlich rühmte an den Germanen Kampfkraft und Sittenstrenge. Möglicherweise war Letztere schon vom Autor selbst als Kritik an der laxen Moral seiner Römer gedacht. Und wie das Celtis-Zitat oben bestätigt: Der »Luxus«-Vorwurf trifft ebenfalls die zeitgenössischen Italiener – bei Celtis zusammen mit dem zähneknirschenden Eingeständnis, dass deren Lebenswandel die eigenen Landsleute korrumpiert habe. Umso sehnsüchtiger wird »das alte raue Leben im Wald« beschworen.

Urwald und Urvolk

Doch dieser Streit um Charakterzüge war ein Geplänkel im Vergleich zur Sprengkraft des eines Satzes, der beim unbefangenen Lesen nicht einmal besonders auffällt. »Die Germanen selbst möchte ich für Ureinwohner halten.« Allerdings wird die Vorsicht der Annahme von der Vehemenz ihrer Begründung durchkreuzt: »Wer hätte auch [...] nach Germanien ziehen sollen, [...] in das wüste Land unter rauem Himmel, abschreckend für Anbau und Anblick?«

Diese Variante des bekannten Wald-und-Sumpf-Zitats ist alles andere als Schmeichelei. Aber was verschlug der abschätzige Unterton gegen das



Conrad Celtis im Gedächtnisbild von Hans Burgkmair d. Ä. (1507/1508)

Wort Ureinwohner? Positiv gewendet stellte das Indigenat auf Basis der Unwirtlichkeit ja sicher, dass hierzulande jede Vermischung unterblieben war. Hier hatten keine anderen Völker »Wurzeln« geschlagen, was sich für das antike römische Reich keineswegs behaupten ließ.

Gegenwärtig aber, also an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, hatten die hiesigen Humanisten allen Grund, sich am Flickenteppich der Territorien zu stoßen und über die Eigensucht ihrer Fürsten, ja die Zerrissenheit des Vaterlands (der »patria«) überhaupt zu beklagen. Da wies die alte Unverfälschtheit den Weg für eine neue Einheit. Es ist ein starkes Indiz, dass um 1500 die ehrwürdige Formel »Heiliges Römisches Reich« den Zusatz »deutscher Nation« erhielt.

Nur ließ sich bei allem Einsatz für das Nationalgefühl ein Defizit nicht übersehen. Eine germanische Antike fehlte. Die Renaissance jenseits der Alpen konnte sich auf das glanzvolle »römische Erbe« berufen. Demnach war unausweichlich, diesem Vermächtnis etwas entgegensetzen.

So kommt der Wald ins Spiel, er tritt als Einheit des Ortes zur Einheit der Ethnie. Und wieder bot die lateinische Klassik einen Bezugspunkt. Diesmal sind es nicht Tacitus und seine »Germania«, sondern Cäsar und sein »Gallischer Krieg«. Ob nun die betreffende Passage von fremder Hand eingefügt wurde oder nicht: Hier erscheint der Herkynische Wald, ein baumbestandener Mittelgebirgszug von gewaltiger Ausdehnung. Er war auch älteren Autoren wenigstens namentlich bekannt, der »Gallische Krieg« skizziert seine Lage immerhin genauer: Er soll über den gesamten Mittelgebirgsraum vom Rhein bis zu den Karpaten reichen. Gern zitiert werden seine tierweltlichen Besonderheiten: Einhörner und elchähnliche Wesen ohne Kniegelenke zählen zum Arteninventar.

Conrad Celtis hat sich wiederholt mit der »Hercynia silva« auseinandergesetzt, er sah in ihr die Heimat der Ahnen. Als ihren Mittelpunkt identifiziert er das Fichtelgebirge und will dort die Denkmäler der alten »Druiden« gefunden haben. Auf den Druiden gründet seine Konstruktion einer germanischen Antike. Diese Männer »griechischer Lebensweise« hätten unter den Vorfahren als Kulturträger und Religionsstifter gewirkt.

Ausführlicher und in deutscher Sprache äußert sich Celtis' Schüler Johannes Turmair (1477–1534), der sich nach seiner Geburtsstadt Abensberg Aventinus nannte. In seiner »Baierischen Chronik« (1556, also erst nach

seinem Tod erschienen) fliehen die Druiden vor Kaiser Tiberius »über (den) Rhein aus dem römischen Reich zu den Teutschen, taten sich allda niederlassen in den großen Wäldern, wohnten unter den alten großen Eichen, bauten Klöster, hielten allda Schule, brauchten die griechische (!) Schrift, lernten das Volk alles, so die Natur und Götter an(be)traf.« (Das Frühneuhochdeutsch des Aventinus ist dem heutigen Sprachstand angeglichen.)

Die Forschung spricht von einem Druiden-Mythos oder einer Druiden-Fabel. Aber so verquast die Herkunftserzählung anmuten mag, sie sucht doch einen Weg in die Geschichte. Hier ging es um eine germanische Antike, die den Vergleich mit der römischen keineswegs scheuen muss. Und wichtig: Diese griechischen Druiden ermöglichten ein nicht über Rom vermitteltes Christentum.

Auch im Fall der Religion bemühen sich die cisalpinen Humanisten um Abgrenzung. Bezeichnend dafür ist ihre Reaktion auf das Zugeständnis Enea Silvio Piccolominis (des späteren Papstes Pius II.), die Germania habe sich zwar beachtlich entwickelt, aber ihren Aufschwung verdanke sie dem wohlthätigen Wirken der römischen Kurie. Dieser Pferdefuß stieß auf besonders scharfe Ablehnung.

Fazit: Unter der Schirmherrschaft des Waldes vollzieht sich der Übersprung vom Mythos in die Geschichte. Er bietet sich an, die Leerstelle einer germanischen Antike zu besetzen: Zur Unverfälschtheit der Vorfahren stimmt die unverfälschte Natur, und das sind die dichten Baumbestände. Nur sind sie gerade nicht Urwälder im heutigen Verständnis, sondern der genuine Lebensraum einer »Kulturnation«. Und wichtig: Ohne Kenntnis dieses Anfangs nähert sich die Rede vom deutschen Wald einer bloßen Floskel.

Anmerkung zum Fazit: Im Hinblick auf die Deutschheit gibt es ein gestaffeltes Missverständnis (von dem der Wald nicht unberührt bleibt). Zwar sind sich die Altphilologen nicht ganz einig, ob die Germanen als (ein) Volk nun von Cäsar oder Tacitus quasi erfunden worden sind. Aber gesichertes Wissen ist, dass sich die einzelnen »Stämme« nie als Einheit gesehen haben. Zweiter Irrtum: In der Euphorie ihrer Tacitus-Begeisterung identifizierten die hiesigen Humanisten ohne weiteres die Germanen mit den Deutschen. Doch mit dieser arglosen Gleichsetzung sind sie bis

heute in guter Gesellschaft: Im Englischen heißt Deutschland immer noch Germany (im Italienischen Germania), und immer noch heißt es Germanistik für die Wissenschaft von der deutschen Sprache und Literatur.

Wald-Gegenwart im 16. Jahrhundert

Es liegt nicht nur an Albrecht Dürer, dass der Reichsstadt Nürnberg die besondere Aufmerksamkeit dieses Kapitels gilt. Und wenn es um die materielle Kulturgeschichte des Waldes geht, deuten die »Nürnberger Tannensäer« auf die »geordnete Forstwirtschaft« fast spektakulär voraus.

Der Zusammenschluss dieser Nadelbaum-Experten liegt sogar vor der Zeit zwischen 1470 und 1530, die als »Goldenes Zeitalter« der Stadt gilt. Ihr Handelsherr und Fabrikant Peter Stromer ging daran, Grundlagen für die Koniferenernte, -saat und -pflanzung zu entwickeln. Das war kein triviales Unterfangen: Die erfolgreiche Vermehrung von Kiefern, Fichten und Tannen setzte gediegene Kenntnisse ihrer Biologie und ihrer Ansprüche an den Boden voraus. Dabei wären diese Anfänge wohl im unergründlichen Dunkel der Geschichte geblieben, hätte sie nicht Ulman Stromer Jahre später in seinem »Püchel von meinem Geschlecht« festgehalten: »Mein Bruder Peter fand heraus, wie man Wald und Holz sät, wovon nun viele große Wälder gekommen sind.« Das Büchlein überliefert den Beginn auch als exaktes Datum: »Anno 1368 zu Ostern«.

Welche Nadelbäume Stromer einbringen ließ, ist ungewiss, einiges spricht für die Kiefer. Später sollten selbst (europäische) Lärchen hinzukommen, die Samen stammten aus dem Allgäu. Früh bedienten sich die Frankfurter Ratsherren der Nürnberger Expertise, und bald bildeten die »Tannensäer« eine zünftische Organisation. Ihre Kunst und Erfahrung waren besonders in den Montanregionen Europas gefragt. Auch die Zeitgenossen erkannten, dass hier neue Wege bei der Holzversorgung gegangen wurden. Es war einmal mehr Conrad Celtis, der um 1500 in seinem Stadtporträt »Norimberga« die waldbaulichen Initiativen des Gemeinwesens rühmt.

Das Beispiel Nürnberg wirft ein Schlaglicht auf den wirklichen Wald zu eben der Zeit, als die taciteische »Germania« Furore machte. Dieses »Heilige Römische Reich deutscher Nation« war kein Waldland mehr. Die

Gesamtheit der Zeugnisse lässt vielmehr den Schluss zu, dass der Wald um 1500 nur noch ein Drittel der Landesfläche einnahm, also etwa auf dem heutigen Stand war.

Und obwohl das Rückständigkeits-, ja Barbaren-Gewisper jenseits der Alpen nicht verstummen wollte, gab es diesseits ein vitales Städtewesen. Die Territorialherren als Städtestifter sahen darauf, dass ihre Gründungen mit Waldbesitz ausgestattet wurden. Denn gerade die größeren Gemeinwesen mussten ihren Holzbedarf im Auge haben, nicht nur Nürnberger Patrizier fürchteten die Rohstoffknappheit. Darüber hinaus bekamen Bergbauegenden und Salinenstandorte immer wieder einmal Versorgungsgpässe zu spüren.

Wenn es um die Zuwendung von Holz ging, hatte der »gemeine Mann« oft das Nachsehen. So bezeugt es das Manifest der aufständischen Bauern von 1525 mit dem fünften seiner zwölf Artikel: »Haben sich die Herrschaften die Hölzer (Wälder) alleine angeeignet. Wenn der arme Mann etwas bedarf, muss er es für das doppelte Geld kaufen. Es sollen daher alle Hölzer, die nicht erkaufte sind, der Gemeinde wieder heimfallen, damit jeder seinen Bedarf an Bau- und Brennholz daraus decken kann.«

Ebenfalls ins Auge fällt eine deutliche Zunahme der Waldordnungen im 16. Jahrhundert. Ihr Erlass wurde mit Raubbau und Verwüstung begründet. Dahinter darf die Absicht vermutet werden, sich seitens der »Herrschaften die Wälder allein anzueignen« oder wenigstens hergebrachte Rechte wie Waldweide oder Streunutzung einzuschränken. Allerdings müsste im Einzelfall geprüft werden, ob die obrigkeitlichen Dekrete eine durchgreifende Wirkung hatten. Manche Untertanen haben ihre Berechtigungen erstaunlich zäh und öfter auch erfolgreich verteidigt.

Entgegen der weit verbreiteten Überzeugung muss es damals noch erhebliche Flächen geschlossener Baumbestände gegeben haben. Die entlegenen Wälder waren schlicht durch hohe Transportkosten vor der Ausbeutung geschützt. Ohnehin lassen geflügelte Worte wie »Holz und Unglück wachsen alle Tage« darauf schließen, dass ein genereller Mangel an diesem Rohstoff nicht vorgelegen hat.

Soweit der gedrängte Überblick über die Waldrealität an der Wende zur Neuzeit. Seine Kompaktheit fordert heraus, an den Ehrgeiz unseres Projekts zu erinnern, also an die Verklammerung von ideeller und materi-

eller Kulturgeschichte seines Gegenstands. Denn immer wieder einmal droht die Fülle der Holznutzungs-Zeugnisse den Part der Kopfgeburt Wald in den Hintergrund zu drängen.

Umso lieber bleiben wir in Nürnberg zur Zeit seiner Wirtschaftsblüte und erteilen dem Meistersinger Hans Sachs (1494–1576) das Wort. Sachsens »Klag der wilden Holzleut über die ungetreue(n) Welt« hat es in sich. Die Schlechtigkeit dieser Welt wird in einer Tirade von über 80 Versen geißelt. Und sie ließ dem lyrischen Wir nur eine Wahl. »So seien wir gangen daraus, / halten im wilden walde haus«. Seine Rauheit wird in vergleichsweise wenigen Zeilen skizziert, aber sie reichen zur Verdeutlichung hin: Nur der Wald bietet Raum für ein menschenwürdiges Dasein. »Einig und brüderlich wir lebn / kein Zank ist sich bei uns begebn«. Und erst wenn sich die Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft eines Besseren besinnen (sollten), sprich »das jedermann wirt treu und frum (fromm)«, »dann wölln wir wieder aus dem wald / und wohnen bei der Menschen schar. [...] Wir haben hie gewart viel Jahr.«

»Wilde Leute«, öfter auch Wald- oder eben Holzleute genannt, sind ein Faszinosum der europäischen Kultur. Die frühen Bildbeispiele zeigen sie mit einer Ganzkörperbehaarung und ausgerissenen Baumstämmen oder Keulen in der Rechten. Ihre Dämonie lässt im Lauf der Jahrhunderte nach, als Wappenhalter sind sie nur noch gezähmte, dienstbare Geister.

Doch wer Sachsens »Holzleut« diesem Typus zurechnet, übergeht den entscheidenden Unterschied. Sie sind eigentlich keine wilden Leute, sondern die aus freien Stücken exilierten Angehörigen der »ungetreuen« Welt. Und bei aller Scheu vor dem etwas ungelenen Frühneuhochdeutsch des Autors lässt uns doch stutzen, dass sich seine Holzleut nicht nur vegan ernähren, sondern auch einträchtig mit den wilden Tieren zusammenleben: »So wir denselben nichts nit tan (tun), lassens auch uns in Frieden gan (gehn).«

Hier leuchtet das Bild einer Menschheit auf, die sich als Teil der Natur sieht. Für sie ist der Wald die Sphäre der Humanität. Die (fiktive) Gegenwart der »Klag« erinnert an den Rückblick des Conrad Celtis, »dass es weit unschuldiger und glückseliger gewesen wäre, das alte raue Leben im Walde zu führen, wo wir noch in maßvoller Beschränkung lebten.«

So zahlreich die Wilden Leute auch die schönen Künste bevölkern, der Wald selbst wird erst in Malerei und Graphik des 16. Jahrhunderts bildwürdig. Lange Zeit wurde dieses Verdienst einer ominösen »Donauschule« zugeschrieben, die später zum »Donaustil« abgeschwächt wird. Von der Zurechnung bleibt, dass die betreffenden Künstler im oberdeutschen Raum bis hinein nach Österreich wirkten. In Passau arbeitete der Vorarlberger Wolf Huber, in Wien Lucas Cranach der Ältere, gern apostrophiert als der »wilde« Cranach (um ihn vom späteren Wittenberger und seiner gemäßigten Malweise abzusetzen).

Im Hinblick auf den Wald aber zeigt Albrecht Altdorfer (um 1480–1536) das schärfste Profil. Die Landschaften seiner Graphik sind kaum mehr der christlichen Ikonographie verpflichtet, dafür haben sie oft einen markanten Baumbezug. Nur stehen diese Bäume nicht für eine ursprüngliche Natur. Und vorrangig hält seine Federzeichnung »Kampf Ritter gegen Landsknecht« eine



Albrecht Altdorfer, *Kampf zwischen Ritter und Landsknecht* (1512)

gegen Landsknecht« eine Zeitenwende fest, nämlich die Ablösung der Ritterheere durch die Regimenter der Landsknechte. Die Waldkulisse entwickelt das Wehen der grotesk großen Helmbüsche weiter, sie überwölbt die historische Auseinandersetzung mit einem aggressiven Zweig- und Blattgewucher. Bei der Phantastik, ja Dämonie dieses Arrangements lässt sich ein Moment traditioneller Holznutzung leicht übersehen: der zweifellos geschneitete Kopfbaum am linken Bildrand.

Altdorfers berühmtestes Waldbild, nur 28 mal 22 cm groß, zeigt ebenfalls einen Kampf, nämlich den »Drachenkampf des heiligen Georg«. Aber schon der in sich gekehrte Ritter im Vordergrund und das amphibiengleiche Untier brechen mit der Tradition. Gegen die Versonnenheit des Gerüsteten sticht die Wucht und Dynamik des Laubwalds umso stärker ab. Er ist das eigentliche Sujet des Werks. Die Betonung liegt hier auf Laub, denn im Vergleich zum übermächtigen Blattwerk spielen die Stämme kaum eine Rolle.

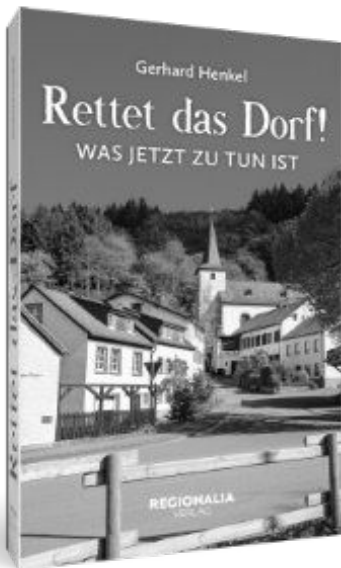


Albrecht Altdorfer, *Drachenkampf des hl. Georg* (1510)



Ebenfalls im Regionalia Verlag erschienen:

.....



Gerhard Henkel

Rettet das Dorf!

Was jetzt zu tun ist

ISBN 978-3-95540-433-8

320 Seiten • 13,5 × 21 cm

Softcover

Warum unsere Dörfer eine Zukunft haben – und wie wir sie aktiv gestalten können

Dörfer sind das Herz unserer ländlichen Regionen – doch viele stehen vor großen Herausforderungen. Bevölkerungsschwund, Leerstand, der Verlust von Infrastruktur, Zentralisierung und politische Fehlentscheidungen setzen dem ländlichen Raum zu. Immer mehr Schulen, Läden, Arztpraxen und Gasthöfe schließen, während junge Menschen in die Städte ziehen und zurückbleibende Gemeinden um ihre Zukunft kämpfen.

Doch das Dorf ist nicht verloren! Der renommierte Geograph und führende Dorfexperte Gerhard Henkel zeigt in diesem wegweisenden Buch konkrete Lösungen und ermutigende Beispiele, wie Dörfer wiederbelebt, gestärkt und zukunftsfähig gemacht werden können.

.....

www.regionalia-verlag.de